

(Nachdruck verboten.)

27]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Die „Neperbahn“ und „Langreihe“ entlang drängte sich eine dichte Volksmenge, darunter Orlogsgasten und Rauffahrteivolk von allen Nationen und allen Klimaten, bis hinab zu Mulatten und Negern, die mit Kasorhut, gelber Weste und rotem Halstuch umherstolzten.

Schar um Schar blieb vor den strahlend erleuchteten Fenstern stehen, welche Schritt für Schritt neue Wunder zeigten: „Das schönste Weib der Welt!“ — „Eine Boa constrictor!“ — „Anatomisches Kabinett!“ — „Weissagung und Magie bei bengalischem Licht!“ — „Das Niesenweib!“ — „Ein Wachskabinett“, in dessen Fenster sich beständig eine weiß gekleidete Nonne, eine Bachantinnen und eine junge Unschuld, welche sah und nähte, herumdrehen.

Unten winkten allerhand Kellerräume mit Sängerinnen und Musik, einladende Cafés, Restaurants, Trinkhallen, deren Treppen vom Menschenstrome förmliche Schiffsmannschaften auf einmal schluckten und immer wieder schluckten. — Männer, Frauen von jeder Art, ohne daß die Menge sichtbar abnahm, sondern sich nur trug und sagte weiter zog, wie drunten der Elbfluß.

Ein Stück weiter vorn erblickte Nejer ein paar Gasten des „Alert“.

„Blumps! in den Keller gingen sie!“ „Da fliegt der Nest der Jahreslöhnung hinaus!“ murmelte Nejer. „So ein Matrose ist ein gejagter Vogel — so recht ein Sperling zwischen Sprengeln . . . schwimmt unter lauter Haiischen!“ Er machte eine Schulterbewegung. „Hm, hm, ja! Man muß schon ein ganzer Kerl sein, um nur mit dem Leben davon zu kommen!“

Er saß im Theater neben Lind, welcher völlig überströmte vor Begeisterung für Blenda Hastings; sie tanzte auf dem Seil — der „Luftgeist“, wie sie sich auf den Plakaten nannte. Lind rief ihr zu, folgte mit „Bravo!“ ihren Leistungen . . . „Schau nur! So kühn, daß sie mit den Beinhäuten auf dem Mastknopf stehen könnte! — Leicht und schön wie eine Katze! — Jeden Abend um neun Uhr, wenn ihre Nummer kommt, mache ich einen Abstecher herein!“

An der Thür hatte er ein Bouquet gekauft, das er ihr so geschickt zuzuwerfen verstand, daß sie ihm mit einem ihrer gefühlvollsten Blicke dankte.

Und nun ging es zum Abendessen.

Lind führte Nejer in ein Kellerrestaurant, in welchem Schiffskapitäne und andre Leute saßen, welche gleichfalls aus dem Theater und andren Vergnügungsorten kamen.

Lind trat sogleich zu einer älteren Frau hin, welche beim Zählisch saß, und begrüßte sie wie ein intimer Bekannter und bald darauf kam eine rabenlockige Schönheit mit frischem Wesen herein und gab ihm freundlich und vertraulich die Hand. Sie schien die Seele des Etablissements.

„Heute ist der letzte Abend, ehe wir auslaufen,“ sprach Lind. „Morgen lichten wir den Anker, und da wollte ich noch einmal hereinschauen und Ihnen Lebewohl sagen, Sally. . . . Ja, ja, so ist's; morgen segeln wir ab!“ bestätigte er wehmütig. „Dies ist mein letzter Krug Bier, und es dauert lang, ehe ihn mir wieder so schöne Hände bieten wie die Sally Frankfurters! — Eine so feine Hand und so funkelnde Augen, so etwas wächst nicht oben am Nordpol!“

Das Abendmahl wurde aufgetragen und immer wärmer wurden Linds Beteuerungen und Komplimente, welche die sechs- bis siebenundzwanzigjährige schönlockige Sally mit sehr viel Freundlichkeit und Ruhe aufnahm, und wobei sie ihn wie einen guten Kunden und angenehmen Gesellschaftler behandelte.

Als Dank für seine Versicherungen und Abschiedsbeteuerungen wendete sie sich zum Pult um und nahm ganz von tief rückwärts hervor ein Bündel dunkle Cigarren in gelbem Band. „Sie sind echt,“ sagte sie, „ich habe sie von einem kubanischen Schiffskapitän; wollen Sie sie haben?“

„Ich werde sie rauchen und dabei an Sie denken, Sally! — verlassen Sie sich darauf!“

Nejer versank in Gedanken und war auf dem Heimweg ziemlich wortknapp, während Lind seine Cigarre rauchte und sich über die hübsche, liebe Sally Frankfurter verbreitete.

Als Nejer an Bord zurückgekommen, begann er, so spät in der Nacht es auch war, doch mit rastlosem Eifer die Probantfäcke und -kisten, welche ins Rauf gestellt worden, zu zählen und aufzustapeln. Dabei flogen seine Gedanken.

„Wonach guckst Du aus?“ fragte er kurz den Göttheborger, den er ein paarmal im Vorbeigehen sich zum Scheitlich hatte herabbeugen sehen.

„Es war etwas wie ein Funken oder Licht da unten,“ antwortete jener, „es ist aber wohl nur der Kapitän, der noch wach sitzt. . . . Er hat sich wahrscheinlich heute abend von jemand verabschiedet und raucht das hinweg! Dieser Feuerschwamm fängt in jedem Hasen und verlischt wieder draußen in der See!“ murmelte er; „sein Herz trägt kein Mädchen lang mit sich in der Kleidertasche!“

Nejer langte ihm von den angekommenen Kistchen immer neue hin. Plötzlich richtete er sich auf und sagte:

„Hör einmal, Göttheborger! Ein- oder zweimal will ich es daheim probieren, ehe ich mich an die Amerikaner werfere! — Hier im Norden droben spüre ich ganz andern Mut in mir!“

Am nächsten Tage, als sie Kurfahren verlassen und den Kurs festgestellt hatten, äußerte Nejer plötzlich ironisch zu Lind:

„Wertwürdig, wieviel Frauenzimmer Sie im Kopf haben, Steuermann! — So haben Sie wohl nun — sie — die in Frederiksbavn, vergessen?“

„Sara Rördam? — o nein, dazu war sie doch zu gut, und jetzt, wo wir nach Hause kommen. . . .“

„Nun, ich habe gern klares Fahrwasser und reines Spiel, Steuermann; wollte nur drauf aufmerksam machen, daß in solchen Dingen jeder für sich sorgt und daß da — nach meiner Meinung — alle Kameradschaft aufhört. . . . Jetzt wissen Sie, welchen Kurs ich anliege!“

Lind sah ihn überrascht und forschend an.

„Diesen Weg solltest Du nicht einschlagen, Zuhl! Ich möchte Dir nur einen guten Rat geben, wie Du begreifst. — ein Seemann, der noch nichts Rechtes zu bieten hat! Seeleute sollten eigentlich nicht heiraten, bevor sie fünfzig Jahre alt sind und sich wohlbehalten aufs Land zurückziehen. . . . Uebrigens ist das Deine Sache; mag jeder segeln, wie es ihm der Wind erlaubt!“

Gerade das hatte Nejer sich auch gedacht; er war entschlossen, seinen eignen Kurs zu nehmen, und er rechnete aus, auf welche Art er sein Steuermannsexamen in den Wochen ablegen könne, während welcher der „Alert“ in Drontheim droben liegen würde. Hier sollte dann bestimmt werden, ob das Schiff gleich wieder auf eine lange Fahrt hinaussegeln oder vorher einen Abstecher in den Heimatsort und in die Ostsee machen werde.

Wieder rauhes Wetter in der Nordsee mit landeinwärts treibender Strömung! Und je höher sie an der norwegischen Küste hinaufkamen, desto unangenehmer wurde das; Strömung und Wind gingen jedes seinen Weg, aber darin waren sie vollkommen einig, daß sie es beide mit aller Macht auf Bister und das Fädderiff abgesehen hatten! Und dabei jede Woge abgefeimt und heimtückisch wie ein Prokurator!

„Man kann nie wissen, ob sie von Lee oder von Luv her kommt,“ sagte der Zimmermann; „wenn sie aber da ist, so spürt man sie!“ fügte er bei, als sie in diesem Augenblick eine hochaufgetürmte Sturzsee bekamen, welche vorn ein Stück der Schanzbekleidung einschlug. — Es war das in der Bergenser Gegend, gerade vor dem Eingang in den Butn-fjord.

„Eine kühlte, bei der man kaum ein Doppelreff im Marssegel führt,“ murmelte Lind ingrimmig, „und dennoch eins ums andre zerschmetterte! Es kann sich doch wirklich keinem Needer lohnen, ein ordentliches Fahrzeug in der Nordsee laufen zu lassen! Die Leute sagen: „ängstlich und vorsichtig wie ein Nordseeschiffer“; derselbe müßte toll sein, wenn er anders wäre! — Bald die Keling, bald das Voot, bald das Bugspriet über Bord . . . Schären . . . blinde Klippen . . . Strömung . . . Hundeweiter! Man soll mich ein altes

Weib nennen, wenn ich und der „Alet“, die Nordsee jemals mehr befahren, als gerade notwendig ist, um wieder eine lange Reise zu machen!“

Nur eins nämlich konnte Lind ganz aus der guten Laune bringen, und das war ein Schaden am Schiff! Um die zwei, drei Plankenstücke der Schanzbekleidung ärgerte er sich und trieb es damit, als ob es sein Wein wäre, das gebrochen worden.

„Was stehst Du denn und starrst Du so an, Zuhl?“

„Schauen Sie nur!“

„Was denn?“ leuchte Lind.

„Sehen Sie . . . diese beiden hier! Ich fand sie nach der Sturzsee an der Spillkette vorn kleben!“

„Nist! — Wirf sie über Bord! — Zwei kleine, lumpige Fische!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mandragoras und Alraune.

„Die Theriaksträmer und Landstreicher haben ein wurzel fehl getragen, die ist formirt wie ein männle oder weible, haben die leute oberredet, sie seh schwerlich zukommen, müsse ont dem galgen mit sorglicher mühe ausgegraben werten, darzu mus man einen schwarzen hund haben, der sie an einem stride aufreisse, der gräber aber soll die ohren mit wachß verstopfen, dann so er die wurzel höret schreien, stehe er in gefahr seines lebens. Was ist das anderst, dann wie man vom Farn sagt, wer den Farnjamen will holen, der muß den Teuffel lönnen zwingen. Solch narrenspil ond spectra muß man den leuten machen, quia vulgus vult decipi, darumb bin ich hie, spricht der Landstreicher, das haben sie auch menslerlich aufgerichtet, gewelte wurzel thewer verlaufft, als mache sie die leute, ond sonderlich die bezauberten, gluckselig, die onberchafften weiber fruchtbar, habens alle sambstag mit wein ond wasser baden müssen, sauber einwicklen, ond hehmlich halten. ond soll nun der güttige leser wissen, das solche Alraunwurkeln ein lauter fabelwerd, ond gemacht ding sein, dann sie schneiden die Brionienwurzel, oder Ahorwurkeln, die weil sie noch frisch sindt, in eines menschen gestalt, steden Gersten oder Hirsenkörnlen an die stellen, wo sie wollen haar haben, darnach verscharren sie diese geschneitte wurzel in sandt, biß auß gewelten lönnlen zäferlen wachsen, welchs gemeinlich in drehen wochen geschicht, ohßdann graben sie es wiederumb auß, beschaben die angewachsenen zäferlen mit einem scharffen messer, ond machen sie also fein subtil, als werens haare an dem haupt, bart, darmit werden die einfaltigen betrogen. Diese büberey hat mir selb ein Theriakschreyer offenbaret.“ So heißt es in der deutschen Ausgabe des Mattioli'schen botanischen Werks: *Reu Kreüterbuch*. Wohl seine andre Pflanze hat in der Geschichte des menschlichen Aberglaubens eine so große Rolle gespielt, wie die von Mattioli so ergötzlich verurteilte Alraune. Freilich wendet er sich gegen die Theriaksträmer hauptsächlich deshalb, weil „solche Alraunwurkeln ein lauter fabelwerd, ond gemacht ding sein, denn sie schneiden die Brionienwurzel oder Ahorwurkeln“ — woraus zu schließen, daß er in Verachtung dieser falschen Alraunwurkeln die Existenz echter zuläßt. Die Brionienwurzel des Mattioli ist die *Bryonia* Linnés, die gemeine Zaunrübe, die wild in Heden, Gebüsch und an Waldrändern wächst, und die sich durch ihren windenden, sich äppig emporschlingenden, weinblättrigen Stengel kenntlich macht. Die Wurzelknollen sind faustgroß und rübenförmig, sie enthalten einen ägend bitteren Giftstoff. Diese Zaunrübe stand von jeher bei den Abergläubischen in hohem Ansehen. Kranke benutzten die ausgehöhlte Wurzel als Becher und hofften, sich aus ihm Genesung oder wenigstens Linderung der Schmerzen zu trinken. Im Volksmund heißt die Wurzel in vielen Gegenden Körfcheswurzel, da die Zaunrübe auch wilder Kürbis oder Hundskürbis genannt wurde. Scheiben von dieser Wurzel legten sich die Mädchen in die Schuhe, wenn sie zum Tanze gingen und sprachen dabei:

Körfcheswurzel in meinem Schuh,
Ihr Junggeßellen lauft mir zu!

So wirkte die Wurzel als Liebeszauber. Und sie würde in ihrer Eigenschaft als Wunderpflanze herzlich unvollkommen gewesen sein, wenn sie nicht als Schuttmittel gegen die Gewitter und die Gewittermacher, die Hexen, gedient hätte. Man glaubte aber auch schon in alter Zeit, daß die Wurzel der Zaunrübe zuweilen die Gestalt eines Menschen habe, und da lag es denn sehr nahe, diese Pflanze an die Stelle jener Zaubervurzel zu setzen, die seit altersgrauer Zeit des Menschen Gestalt nachahnte und in Mittel- und Nord-Europa kaum erhältlich war. Diese Wurzel in Menschengestalt nannte man Alraune. Das Wort Alraune bezeichnet ursprünglich eine weise, zauberspruchkundige Frau. Man könnte auch mit Wadernagel die Alraune als die Albruna, als die mit der Künnekraft der Elfen Begabte auffassen, jedenfalls steckt in dem Grundwort die Bedeutung des geheimnisvollen Namens und Füllstoffs. Später, als das germanische Christentum die religiösen Vorstellungen der Vorfahren mit dem Nachreich des Teufels in Verbindung brachte, wurden die Alraunen zu bösen Dämonen und zu-

legt Zaubervurzeln in Menschengestalt. Die fremde Zaubervurzel, die allmählich als die echte Alraune gilt, ist der Mandragoras des Mittelmeeres. Schon die althochdeutschen Glossen der Septuaginta, die aus dem 10. Jahrhundert stammen, geben das Wort mandragoras durch alruna wieder; man muß jedoch voraussetzen, daß die Kunde von der Menschenähnlichkeit dieser Wurzel und den ihr innewohnenden Zaubergaben sich erst zur Zeit der Kreuzzüge oder frühestens während der arabischen Herrschaft in Spanien allgemein verbreitet hat.

Der Mandragoras trägt auf seinem großen, fleischigen, mehrköpfigen, rübenartigen Wurzelstock ovale oder lanzettige Blätter und viele gestielte Blüten, deren Kelche und Blumen fünfspaltig sind, fünf Staubgefäße enthalten und einfächerige, vielzählige Beeren hervorbringen, die sich auf den Boden neigen. Man unterscheidet den Frühlingsmandragoras, mit grünlich-weißen Blüten, länglich-ovalen Blättern und kugeligen Beeren, und den Herbstmandragoras mit violetten Blüten, lanzettenartigen Blättern und eirunden Beeren. Die Pflanze entsendet einen betäubenden Geruch; wenn man aber die frischen Beeren ausschneidet, so riechen sie ganz angenehm, wein- oder apfelartig, aber die Beere ist, wie alle Teile der Pflanze giftig, und die Wirkung dieses Giftes ist der der Belladonna ähnlich, nur stärker betäubend. Diese Eigenschaft des Mandragoras war von uralter Zeit her bekannt. So berichtet Frontin, der karthagische Feldherr Maherbal habe im Kriege gegen die rebellischen Afer, deren Vorliebe für Wein er kannte, eine große Menge Wein mit Mandragoras gemischt und sich nach einem Scheingefecht absichtlich zurückgezogen; die Feinde hätten sich dann des Lagers bemächtigt und an dem vergifteten Wein derart übernommen, daß sie wehrlos und wie tot am Boden gelegen hätten. Pflanzologisch merkwürdig ist, daß die Schriftsteller, die den Bericht Frontinus wiedergaben, den wenig bekannten Maherbal durch berühmtere Namen ersetzten; zuerst wird die Kriegslust dem Hamilkar, dann dem großen Hannibal zugeschrieben. Denselben Kunstgriff waudte Cäsar an, als er als junger Mann in die Hände der Seeräuber gefallen war; er ließ mit dem vereinbarten, von ihm freiwillig erhöhten Lösegeld auch einen Vorrat von Wein aus Milet kommen, der mit Mandragoras „verschnitten“ war. Der Genuß dieses Gifttranks versetzte die Seeräuber in einen narkotischen Zustand, und Cäsar machte seine früher von den Seeräubern schmerzhaft aufgefaßte und belächelte Drohung zur bitteren Wahrheit, indem er sie ans Kreuz nageln ließ. Shakespeare läßt Cleopatra ihrer Dienerin zurufen:

Gieb mir Mandragora zu trinken,
Daß ich die große Klust der Zeit durchschlafe.

Neben seiner narkotischen Eigenschaft teilte man dem Mandragoras auch erotische Wirkungen zu. Unter besonderen Ceremonien ward die Wurzel ausgegraben, die Pflanze wurde mit einem Schwerte umkreist und ein Gehilfe tanzte um sie herum und sang dabei lusterne Lieder. Mandragoras weckte Liebeslust und gab den Frauen Fruchtbarkeit. Natürlich ward der Mandragoras auch dazu verwendet, als Talisman zur Erweckung der Gegenliebe zu dienen. Die aromatischen und angenehm schmeckenden Früchte des Mandragoras sind die ältesten „Liebesäpfel“ der Welt, wie sie auch Plinius mala, Aepfel, nennt. Und die Dubaim der Bibel, in der Genesis und im Hohenliede, deren erotische Beziehungen unverkennbar sind, werden in der französischen Bibelausgabe einfach mit Mandragoras wiedergegeben, während Luther ihnen in der Genesis den hebräischen Namen läßt und sie im Hohenliede einfach irreführenderweise Lilien nennt. Das Wort Dubaim selbst wird als „amatorius“ gedeutet. Während hierdurch erhärtet ist, daß die Dubaim(Mandragoras)-Frucht den alten Hebräern wohlbekannt war, geht eine freilich vielfach bestrittene Ansicht dahin, daß man damals auch schon die menschenähnliche Gestalt der Dubaimwurzel herausgefunden habe und daß aus ihnen jene Theraphim, Hausgötter, hergestellt seien, die Nabal ihrem Vater Laban stahl und deren Versteck sie so klüglich verheimlichte. Jedenfalls wurde schon im Altertum die Wurzel als menschenähnlich bezeichnet.

Der von abergläubischen Vorstellungen veranlaßte Gebrauch, die Wurzeln des Mandragoras zu Menschen zu gestalten, hat sich im Orient bis auf den heutigen Tag erhalten. Am einfachsten machen es die, welche die Wurzel ansreifen und sie, während sie noch voller Saft ist, durch vorsichtiges Schneiden und Drücken unformen und dann auch später noch, wenn die Wurzel schon ganz trocken ist, nachhelfen. Viel umständlicher, aber auch um so erfolgreicher ist folgendes Verfahren: die ganze lebende Pflanze wird herausgenommen, man umwickelt die Wurzel mit Bindfaden, macht die nötigen Schnitte, Risse und Zusammenschwürungen, gräbt dann die Wurzel wieder ein und läßt sie längere Zeit weiterwachsen. Wenn die verschiedenen Verlegungen wieder vernarbt sind, wird die Wurzel wieder ausgegraben, und ist sie erst ordentlich eingeschrumpft und getrocknet, so fällt es schwer, die künstlich zugerichteten Stellen als solche zu erkennen und nachzuweisen. Dann erst hat der Künstler die wahren Alraunen hergestellt. Sie machen ihren Inhaber hieb-, stich- und kugelfest, sie dienen als Liebeszauber, sie machen unsichtbar, sie zeigen die Stelle an, wo unterirdische Schätze verborgen sind, sie nehmen die Krankheit dessen in sich auf, der sie beständig bei sich trägt. Als Aufsauger der Krankheiten ist aber das Wurzelmännchen auch gefährlich, denn es kann die Krankheit auf den neuen Eigentümer übertragen und durch eigne Krankheit alle seine zauberischen Kräfte einbüßen. Noch heutzutage verbreiten die gewerbsmäßigen Hersteller dieser Figuren im Orient die Ansicht,

daß die Kräunchen nur unter größter Lebensgefahr auszugraben seien; dadurch wird der Nimbus des Zaubersich erhöh't und ein äußerst hoher Preis ausreichend begründet. Schon in alter Zeit erzählte man sich hierüber die fabelhaftesten Geschichten. Plinius Josephus berichtet in seinem Bellum Judaicum von dem Zauberkraut Boaras, das an der Ostseite des Toten Meeres wächst, das des Nachts gleich einem Sterne leuchtet und nur durch einen Hund aus der Erde gezogen werden kann, der dabei sein Leben lassen muß. Die Fabeleien haben sich nach dem Abendland verbreitet. Der Kraum sollte nur unterm Galgen wachsen, daher denn auch der Kraum allgemein als Galgenmännlein bekannt ist. Um die Wurzel ohne Schaden an Leib und Leben zu erlangen, muß man sich gleich Odysseus die Ohren mit Wachs, Pech oder Wammwolle verstopfen, drei Kreuze über der Wurzel machen und dann die Erde ringsum abgraben, so daß die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hängt; diese bindet der Sucher mit einer Schmir einem „allschwärzen“ Hund an den Schwanz und hält ihm ein Stüd Brot vor. Gierig schnappt der Hund nach der Beute und reißt dabei die Zaubervurzel aus. Die stößt jedoch in dem Augenblick einen so entsetzlichen ächzenden Schrei aus, daß der Hund und jeder, der ihn hört, stirbt. Den grauenhaften Schrei der Kraumwurzel kennt Shakespeare auch. In Romeo und Julia fürchtet Julia, sie könne aus dem künstlichen Schlaf in den Schreidüssen des Grabgewölbes zu früh erwachen:

Weh, weh, köm't es nicht leicht gesch'e'n, daß ich
Zu früh erwachend — und um eller Dunst,
Gefreisch wie von Kraumen, die man ansühlt,
Das Sterbliche, die's hören, sinnlos macht —
O wach' ich auf, werd' ich nicht rasend werden?

Hier erzeugt der Kraumenschrei Wahnsinn, aber in Heinrich VI., 2. Teil, sagt Suffolk:

Wär' Fluchen tödlich wie Kraumen-Kechzen.

Die Form der abendländischen Kräunchen war sehr mannigfaltig; für gewöhnlich betrug ihre Länge nur eine Handbreite bis eine Spanne; manchmal erstreckte sich die Behaarung auf den ganzen Körper, wie bei den Kräunchen des abergläubischen Kaisers Rudolf II. Diese Erdmännlein mußten regelmäßig gebadet werden; wurde das einmal unterlassen, so schrien sie wie neugeborene Kinder. Geschickte Zauberkünstler verstanden auch aus gedör'ten Fröschen Kräunchen zu formen. Während man im Orient die Kraume in Noctheit beieß, wurden die Wurzelmännlein im Abendland sorgfältig mit reicher Kleidung versehen.

Natürlich hat das Kräunchen Kunde von künstlichen und heimlichen Dingen, es bringt Wohlthat und Glück. Ein Geldstück, das man des Nachts zu ihm legt, findet man am Morgen verdoppelt wieder, daher man auch die Kraume Heilmännchen nannte. Das Kräunchen zeigt seinem Besitzer eine rührende Anhänglichkeit; selbst wenn es weggegeben wird, kehrt es wieder zurück, falls man es nicht wohlfeiler weggiebt, als es erstanden worden ist. Nach dem Tode seines Besitzers erbt es der jüngste Sohn, der aber die Verpflichtung hat, dem Vater ein Stüd Brot und Geld in den Sarg zu legen. Das Kräunchen verfäh alle Dienste eines spiritus familiaris. Der Erzählungen von den wunderbaren Kräften der Kräunchen ist Legion. Selbst die Jungfrau von Orleans sollte ihre Siege über die Engländer einem Erdmännlein zu verdanken haben. Daß die Kräunchen vielfach wirklich die Rolle eines Familienhorts gespielt haben, beweist die märkische Sage, die Theodor Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg wiedergegeben hat. Vor mehreren hundert Jahren hatte eine Frau v. Veeren auf Großbeeren einer Gesellschaft von Jüngern, die aus der Diele unterm Kachelofen hervorgehritten waren, Erlaubnis gegeben, in ihren Zimmern ein Fest abzuhalten. Zum Dank legten sie ein Angebinde auf die Wiege ihres Kindes und sagten, die Familie werde so lange blühen, als man ihre Gabe in Ehren halte; werde sie aber mißachtet, so bringe das dem Hause Verderben. Ihr Geschenk war eine kleine Bernsteinpuppe mit menschenähnlichem Kopf, der untere Teil lief in einen Fischschwanz aus. Dies Püppchen, das man noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts gesehen haben will, hieß Allerhühnchen und war der Talisman der Familie. Es vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und ward sorgfältig behütet. Aber Geist v. Veeren kümmerte sich um diesen Märchenschnal nicht und so hatte Allerhühnchen lange unbeachtet im Schrank gelegen. Da war zu Weihnachten eine lustige Gesellschaft bei Geist v. Veeren zusammen und einer der Gäste kam auf Allerhühnchen zu sprechen. Die Geschichte des Talismans ward erzählt und schließlich Allerhühnchen aus dem Schrank herausgeholt. Geist v. Veeren ließ es der Reihe nach herum reichen, machte seine Wiße über dies dumme Zeug und warf die Puppe ins Feuer. Von da ab brach das Unglück über die Familie herein, Feuer, Krieg und Mißwachs verbündeten sich gegen sie und bald war sie ausgestorben. Wohl jeder Leser hat gemerkt, daß der Name Allerhühnchen durch Volksetymologie aus Kräunchen entstanden ist.

Aber das Kräunchen wäre nicht das am Rabenstein unter gräulichen Umständen entstandene und gewonnene Galgenmännlein, wenn es nicht zum Teufel selber in lebhafteste Beziehungen träte. Wenn jemand dem Wurzelmännchen mehr denn Gott vertraut, so hat der Teufel die Gewalt, es zu beleben, ganz gleich, ob es in betrügerischer Weise hergestellt oder wirklich dem Erdboden entwachsen ist. Einem solchen Kräunchen verleiht der Gottseibeiuns

noch besondere übernatürliche Kräfte, so daß er die darauf Bauenden in Sünden verstrickt und sicherlich um die ewige Seligkeit bringt.

Wo sind denn nur die vielen Kräunchen geblieben? Manche mögen noch in gläubigen Seelen in Trüben verschlossen gehalten werden, aber in öffentlichen Sammlungen giebt es nur wenige Exemplare, die ihrer Seltenheit wegen hoch geschätzt werden. Noch heutzutage verkauft man in Ostpreußen sogenannte Glückswurzeln, von denen diejenigen die höchsten Preise erzielen, bei denen eine gewisse Ähnlichkeit der menschlichen Gestalt vorhanden ist. Diese Glückswurzeln sollen ihren Besitzern, die sie an geheimen Orten aufbewahren müssen, Reichthum und Kinderseggen bringen. Die Verkäuferinnen geben an, die Wurzel stamme von einer blau blühenden Lilie im Walde im Kreize Goldap. Eine solche Lilie giebt es aber in jener Gegend nicht, wohl aber findet sich dort häufig in Sumpfgärten und an Flußufem die gelbe Schwertlilie. Deren Wurzelstöcke werden torbweise zum Verlaufe gebracht, das Stüd wird bis zu 50 Pf. bezahlt und das Geschäft geht so schwunghaft, daß es sich sogar bis nach Berlin ausdehnt. Das geschieht im zwanzigsten Jahrhundert! —

Kleines Feuilleton.

er. Im Regen. Es regnet. Vorläufig ist es noch nicht allzu schlimm, kleine leichte lose Tropfen zeichnen schwarze Klebe auf das graue Pflaster. Aber die Klebe werden dichter, zusehends kommt der eine zum andern, schließlich laufen sie ganz zusammen. Es giebt, „wie mit Mollen“.

Eine Bewegung kommt in die die Straßen durchhaftenden Menschenmengen. Tausende von schwarzen Schirmen fliegen in die Höhe.

An der Haltestelle der Straßenbahn staut sich die Masse. In ganzen Scharen stehen die Leute und warten. Hin und wieder löst sich der Knäuel. Sobald ein Wagen kommt, stürzt ein ganzer Schwarm auf ihn los. Die meisten müssen jedoch wieder umkehren, immer von neuem tönt der Ruf der Schaffner: „Besetzt! besetzt!“

Die alte Frau mit dem schweren Bündel kehrt auch wieder um. Es ist schon der dritte Wagen, den sie vorüber läßt. Müde setzt sie ihr Paket auf den Rand des Bürgersteiges. Es sind Mäntel darin, Kindermäntel. Sie kommt vom Lieschen.

Schwerfällig lehnt sie sich an den Laternenpfahl; sie ist ganz erschöpft.

Die beiden Damen sehen sich an, die ältere sagt: „Paß auf, wir kommen auch nicht mit!“

„Ach wir werden schon!“

„Wir sollten rausgehen nach der Gertraudenbrücke, hier auf 'm Spittelmarkt kommt man immer so schwer mit.“

„Na in dem Regen noch weiter gehen?“ Die Tochter macht ein mißlauniges Gesicht. „Wir werden schon noch zwei Plätze finden, mußt Dich bloß ranhalten, wenn Du wieder so müddelst, wie das letzte Mal, ist es natürlich schlimm.“

„Aber Lieschen, solche Ausdrücke! Und ranhalten, das sagst Du so, man kommt doch nicht mehr so schnell fort.“ Die alte Dame seufzt.

„Halte Dich nur immer hinter mir, ich werde uns schon Platz schaffen, das muß man bloß verstehen.“

„Es kommen nur immer gleich sechs andre dazwischen.“

„Dann schub's sie weg.“

„Immer derbe arbeiten mit de Ellenbogen“, stimmt ein Arbeiter etwas spöttisch bei.

„Frechheit!“ Das Fräulein mustert ihn von oben bis unten.

„Warten Sie doch, bis ich Sie anrede.“

„Thun Sie dett?“ Er grient verschmigt.

Er bekommt aber keine Antwort. Das Fräulein dreht ihm verächtlich den Rücken: „Unverschämtes Volk, gar keinen Respekt haben sie mehr vor 'ner Dame.“

„Sei doch nur ruhig, Lieschen!“ die Stimme der Mutter klingt ängstlich.

„Ziwohl ruhig! Jetzt warten wir schon geschlagene fünf Minuten und der Wagen ist noch nicht zu sehen. Mama, wie hältst Du denn die Pakete? Nimm sie doch unter's Capes, das hier ist schon ganz naß. Paß auf, meine neue seidne Bluse hat 'n Fleck.“

„Na wie soll ich sie denn halten?“ Die Mutter jammert. „Man weiß ja gar nicht wohin mit allem Krampel. Hier den Schirm und da die Pakete.“

„Na ja, das hab ich Dir ja gleich gesagt, was kaufst Du Dir denn noch den großen Schmortopf; Du hattest schon an der Bluse zu tragen.“

„Aber der Schmortopf war doch nötig! Ree, aber Lieschen, wie Du auch bist, und ich kann ihn doch ganz alleine halten, wenn Du nur wenigstens den Schirm über mich halten wolltest, dann könnte ich doch meinen zumachen.“

„Aber wie können wir denn unter einem Schirm stehen!“ Die Tochter ist ordentlich entrüstet. „Mein neuer Winterhut soll wohl naß werden? Ja?“

„Dann nimm mir wenigstens die Bluse ab.“

„Aber Mama, Du bist unvernünftig — wo ich schon den Schirm und meine Schleppe halte!“

„Ja natürlich, Du und Deine Schleppe!“ Die Mutter wird auch erregt. „Warum hast Du mir das Schleppland an, wo es schon den ganzen Tag nach Regen ausjah? Konntest Du nicht den kurzen Rodentrod anziehen?“

„Schleppen müssen sind,“ tröstet der Arbeiter, „denn sieht man die zerissenen Stiefel nicht.“

Die Umstehenden lachen, das Fräulein dreht kaum den Kopf; mit einem vernichtenden Blick mißt sie den Spötter: „Wenn Sie mich jetzt noch einmal anquatschen, laß ich Sie arrelieren.“

„Na, man immer sachte! Warum denn mich gleich hängen?“ Sie imponiert dem Mann offenbar gar nicht, er lacht ihr gerade in's Gesicht. Die andren lachen mit, selbst die alte Frau mit den Kindermänteln lächelt.

„Es ist unerhört,“ sagt das Fräulein. „Wirklich ganz unerhört, man sollte doch einen Schutzmännchen rufen! Ist denn ein Schutzmännchen zu sehen? Natürlich ist keiner da.“

„Er sucht grade 'u Mörder“, ruft eine Stimme aus dem Hintergrunde.

„Aber, Lieschen, unser Wagen kommt!“

„Wo denn?“ Das Fräulein hat den Zorn vergessen: Sie füllt vorwärts: „Doch man rasch, Mama, rasch, rasch, Gott nee, nu nuddelst Du wieder.“

„Aber ich — ich kam doch nicht!“ Die alte Frau leuchtet, sie balanciert den Schirm und die Pakete. Die Tochter faßt sie am Mantel und schiebt sie mitten in den Menschenmäuel am Wagen. „Du, doch man rasch, rasch.“

Sie fuchelt mit beiden Armen um sich herum. Neben ihr schreit jemand: „Au, Fräulein, drängeln Sie doch nicht so — stößt sie einen direkt vor die Brust.“ — Es ist die alte Frau mit den Kindermänteln; sie setzt eben den Fuß auf das Trittbrett.

Das Fräulein drängt sich an ihr vorbei: „Rasch, Mutter, so eil' Dich doch!“ Sie streift ihr die Hand entgegen.

„Befehlt!“ sagt der Schaffner. „Alles befehlt.“

„Wo das große Palet Platz hat, kommen wir zwei auch noch mit. Und ich war eher da.“

„Mein die Frau, meine Dame. Alles befehlt! meine Dame. Steigen Sie runter!“ Der Schaffner hilft der alten Frau vollends in den Wagen.

Das Fräulein wirft ihr einen wütenden Blick nach: „Ja, die nimmt er mit, natürlich: feinesgleichen!“ Dann wendet sie sich zu der Mutter herum: „Aee, Mama, es ist aber auch schrecklich mit Dir, kommst Du Dich denn nicht sputen? Du weißt doch, wie roh und rildschischlos die Menschen beim Einsteigen sind.“ —

— **Der angebliche Schönheitsfehler des Weibes.** In einer „Socialanthropologischen Studie“, die von der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“ (Verlag von Erwin Nägele in Stuttgart) veröffentlicht worden ist, kommt der Straßburger Professor der Anatomie Dr. Wilhelm Pflüger auf ein Thema zu sprechen, das wohl wert ist, auch einmal in das breitere Licht der Öffentlichkeit gerückt zu werden. In Werken über Kunst, Aesthetik, Philosophie usw. begegnet man nicht selten Aussprüchen, die, so befremdlich sie an und für sich dem Leser erscheinen mögen, doch durch die Sicherheit, die Unfehlbarkeit, mit der sie vorgebracht werden, überzeugen, und auch von denen, die es wissen könnten, ohne weitere Prüfung als bare Münze hingenommen und weitergegeben werden. Das gilt namentlich auch in Bezug auf die Anatomie, in der nur zu gern ein Dilettantismus schlimmster Art oft genug sich breit macht. Einen sprechenden Beweis dafür bietet Arthur Schopenhauer in seinem vielangeführten Satze aus „Parerga und Paralipomena“ über das Weib: „Das niedriggewachsene, schmalkschulterige, breithäftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb unnebelte männliche Intellekt.“ Pflüger kommt zu dem Ergebnis, daß, wenn wir „in angeborener Selbstüberhebung“ den Mann als die Norm der Schönheit ansehen, beim Weibe das untere Ende des Kumpfes um 1/3 Prozent der Körperlänge zu tief liege, was bei einer mittleren Statur von 155 Centimeter weniger als 8 Millimeter ausmache. „Ist es nun denkbar“, fragt er mit begründetem Spott, „daß eine Figur von 155 Centimeter Höhe deswegen einen unproportionierten Eindruck mache, weil ihre Hauptteilung 3/4 Centimeter tiefer liegt als bei einer schönproportionierten — ist das Künstlerauge so scharf, diese Differenz überhaupt herauszuspielen? Oder der andre Einwand: Man behauptet, im Sitzen erscheine das Weib größer als im Stehen, weil seine Beine im Verhältnis zur Stammlänge zu kurz seien. Um wie viel sind sie zu kurz? Im Mittel um 15 Millimeter und das ist weniger als die Breite des kleinen Fingers einer schlanken Hand.“ Auf diesen verschwindend kleinen Unterschied, der für das Auge kaum wahrnehmbar sein kann, hat Larisch nun die tollsten Schlüsse aufgebaut, indem er dem Weibe unterstellt, daß es von jeher darauf ausgegangen sei, diesen Mangel aufs vollkommenste zu verbergen. Das sei nämlich durch die Schaffung der langen Gewänder und durch Schaffung einer künstlichen Gliederung der Natur durch Erfindung der Taille und des Korsetts geschehen. Dieser Gedankengang habe, meint Pflüger, etwas ungemein Bestehendes; denn er stimme so recht zu der speziellen Natur des Weibes, mit glücklichem Instinkt und angeborener praktischer Begabung das nächstliegende, einfachste und zugleich rationellste Mittel zu wählen. Schade nur, daß er trotz alledem falsch ist. Weit eher könnte man annehmen, daß die Einsicht von jenem angeblichen Schönheitsfehler zur Erfindung der hohen Absätze, der Stöckelschuhe geführt habe. Aber auch davon kann keine Rede sein. Auf Grund umfangreicher Messungsergebnisse führt Professor Pflüger vielmehr den Nachweis, den er überraschend und für den männlichen Eigen-

bümel mit Recht beschämend nennt, daß bei gleicher Statur das Verhältnis zwischen Stammlänge und Beinlänge bei beiden Geschlechtern das gleiche, das Weib also in diesem Punkt ebenso schön proportioniert wie der Mann sei. Das heiße also: „Die Wiederholung der Körperlänge in Stammlänge und Beinlänge wird ausschließlich durch die Statur beeinflusst und ist vom Geschlecht durchaus unabhängig.“ Damit ist der Ruf des weiblichen Geschlechts als des schönen gerettet, die seit Jahrtausenden in Wort und Bild kolportierte Verleumdung des weiblichen Geschlechts, es habe zu kurze Beine, endlich und endgültig widerlegt, und Korsetts und Stöckelschuhe, welchem Umstande sie auch ihre Entstehung verdanken mögen, „als Mittel zur Verpiegelung falscher Tatsachen“ können sie nicht mehr ausgegeben werden. Ob es nicht beschämend ist für die Künstler, Aesthetiker und Philosophen, daß erst ein Anatom und Arzt kommen mußte, um ihnen diese schwarzgallige und selbstüberhebende Kezerei nachzuweisen, bleibe dahingestellt, ebenso wie die weitere Frage, ob nicht auch auf manchen andern Gebieten für alle drei solch eine ärztliche Behandlung manchmal ganz angebracht wäre. Aber der Verfasser ist offenbar mehr Anatom als Arzt, denn anstatt die Wunde, die er verursacht, mit lindem Balsam zu bestreichen und mit sanfter Hand zu verbinden, wühlt er darin herum, indem er dem von ihm rehabilitierten weiblichen Geschlecht folgende, „im Stille des großen Frankfurter Philosophen und Weiberfeindes abgefaßte Ehrenerklärung“ abgibt: „Nur eine durch habituelle Selbstbeweihräucherung erzeugte geistige Nikotinvergiftung konnte beim männlichen Eigendünkel eine so hochgradige Gesichtsfeldeinengung hervorrufen, daß er die Vollkommenheit der weiblichen Schönheit nicht in ihrem ganzen Umfange zu überschauen vermochte und infolgedessen das Weib des Weibes als zu kurz erklärte.“ Und diesem Weisheitspruch, bei dessen Formulierung Schopenhauer wirklich mit großem Glücke nachgehmt worden, fügt Pflüger nun als Gesamtergebnis seiner Forschung folgenden für uns Männer höchst beschämenden Satz hinzu: „Das Weib hat wohlproportionierte Beine; es hat nicht so affenartig lange Arme wie der Mann; es hat einen zierlicheren Kopf, minder vorstehende Backenknochen und ein abgerundeteres Gesicht; mit einem Worte: bei homo sapiens Linné repräsentiert unbestreitbar das Weib das „Schöne Geschlecht.“ — (Straßb. Post.)

Humoristisches.

— **Arbeitsteilung.** „Siehst Du die elegante Dame dort, das ist die Baronin Weizened.“ Die erlebt jedes Jahr ihren Roman hier in Karlsbad.“

„Ach — und das Töchterchen — das arme Kind!“

„Das „arme Kind“ schreibt dann den Roman. Und vom Honorar gehen sie nächstes Jahr wieder nach Karlsbad.“ —

— **Information.** „Mein Fräulein, würden Sie die Meine werden?“

„Mit Freuden!“

„Ich wollte mich nur über das Angebot vergewissern, augenblicklich habe ich keinen Bedarf.“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Von Max Liebermann ist eine kritische Studie über Jozef Israels bei Bruno Cassirer (Berlin) erschienen. —

— Das Gastspiel der dänischen Ibsen-Schauspielerin Betty Hennings im Residenz-Theater umfaßt drei Tage und wird jedesmal die „Nora“ bringen; es beginnt am 26. Oktober. Fällt der Versuch gut aus, dann soll im nächsten Jahr mit skandinavischen Künstlern eine größere Rundreise unternommen werden, für die außer Berlin, München und Wien noch Paris, Brüssel, Amsterdam und London in Aussicht genommen sind. —

— Ein abendfüllender Cyclus von vier Einaktern Arthur Schnitzlers ist vom Deutschen Theater zur Aufführung angenommen worden. Der Cyclus soll bereits im November in Scene gehen. —

— Rudolf Christians scheidet im Herbst 1903 aus dem Verbände des Schauspielhauses aus. Christians hat sich Direktor Heinrich Conried in New York verpflichtet; er wird für neun Monate im Jahr eine Gage von 40000 M. erhalten. —

— Der Nürnbergger Lehrer Gebhard, der sich zum Opernsänger ausbildete und in Köln schon mit Erfolg aufgetreten war, mußte wieder in den Schullehrerdienst zurückkehren. Ein zweijähriger Urlaub, um den Gebhard nachgefragt hatte, wurde verweigert. —

— Die Ausstellung in Darmstadt schließt mit einem Defizit von 170000 M. ab, für das die Garantiezeichner aufkommen müssen. —

— Die Göttinger königl. Gesellschaft der Wissenschaften stellt für das Jahr 1903 eine Preisaufgabe, in der gewünscht wird: eine auf Beobachtung der überlieferten Texte gegründete, auf die Erkenntnis des historischen Zusammenhangs gerichtete Untersuchung der wichtigsten im lesbischen und jonischen Liebe, der chorischen Lyrik und den lyrischen Teilen des Dramas angewendeten metrischen Formen unter Berücksichtigung der hellenistischen und der älteren römischen Poesie. Der Preis beträgt 1000 M. —